

Dominik  
Bollow  
Die  
Launen  
der  
Ziege



Roman  
Leseprobe

CONTE

**Dominik Bollow**

**Die Launen der Ziege**

254 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-95602-271-5

22,00 Euro

Erscheint am 2. September 2024

[www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

*Neunzehnhundertsechsfünfzig.* Die Gegend, von der ich spreche, hat keine Berge, keine klaren Seen und keinen Himmel. Die Wälder erinnern an Kriegsgräber, die Bäume an Bartstoppel, und obwohl man keine Blätter sieht, kommt nie Licht durch. Nach dem Regen schmeckt die Luft, als lutsche man Steine.

Unser Haus, das ich an einem frühen Montagmorgen verließ, lag etwas abseits des Dorfs. Damals war es das letzte der Straße und grenzte direkt an den Wald, der nachts hechelte und grunzte wie ein schnarchender Riese. Ob es wirklich Montag war, weiß heute keiner mehr. Jedenfalls muss es im Februar gewesen sein. Meine Augen waren klebrig, ich spürte die Kälte auf der Haut und aus den Büschen stieg der Nebel wie Dampf aus Hexenkesseln. Über der rechten Schulter trug ich die quadratische Schultasche, die mein Vater immer mit einer Paste aus Marderfett einreiben wollte, wenn er sie sah: »Das Leder pflegen.«

Ich brabbelte unentwegt, während ich meine Schuhe durch das matschige Laub schleifte. Meistens verstellte ich meine Stimme, ahmte Radiosprecher nach oder erfand eine Geschichte, in der ich alle Haupt- und Nebenrollen sprach. Das Gequassel vertrieb die Angst vor dem dunklen Unterholz, in dem es immer unverhofft knackte und knisterte. Hätte mich jemand gefragt, mit wem ich da rede, hätte ich

vielleicht geantwortet: Mit Lederstrumpf und Chingachgook oder dem Papagei Polynesia, der Pinocchio ein Matrosenlied singt. Doch das fragte mich niemand, denn ich lief den Weg zur Schule immer allein. Allenfalls hörte man, wie hinter den Fenstern die alten Bergmänner husteten. Aber auch die bekam man als neunjähriger Junge nur selten zu Gesicht.

Dann flog ich. Ich ließ meine Hand durch die Luft gleiten, warf sie in waghalsige Manöver, wich im letzten Moment vor dem Aufprall Kirchtürmen (Ästen) und Berggipfeln (Mauern) aus. Ein Düsenantrieb zischte, ich vergaß, dass ich das Geräusch selbst erzeugte. Denn eigentlich war ich gut im Vergessen. Nur an jenem Morgen ging mir eine Sache nicht mehr aus dem Kopf.

»Es wird Zeit, dass du anständig Französisch lernst«, hatte mein Vater gesagt.

Ich musste den ganzen Tag daran denken: Wie immer hatte er am Abend kurzatmig auf seinem Wurstbrot herumgekaut und vor jedem Schluck Tee tief Luft geholt, als müsste er für lange Zeit untertauchen. Wie immer folgte auf das Schnauben ein beißendes Schlürfen, während meine Mutter, die erkältet war und schlecht Luft bekam, keuchte wie das Ventil einer Luftpumpe. Das Knirschen, Schmatzen und Stöhnen zu Tisch raubte mir ohnehin den Appetit und dann sollte ich aus heiterem Himmel *anständig* Französisch lernen. Ich ahnte, dass sich eine Wende abzeichnete, eine *folgeschwere*, wie sie im Radio sagten. Wie ich eigentlich schon immer geahnt hatte, dass bald irgendetwas Schlimmes passieren würde, ja musste. Aber dann passierte doch

nichts. Alles war wie immer. Wir kauten und grunzten, niemand schaute von seinem Teller auf oder sprach irgendwen an. Und obwohl kein Wort gewechselt wurde, gelang es uns immer, den Brotkorb genau dann hinüberzureichen, wenn gerade jemand Nachschlag wollte. Die Teekanne fand ihren Weg wie von selbst in die Hand des Durstigen, die Servietten verteilten, die leeren Teller stapelten sich. Unsere Handgriffe waren zentimetergenau, eine Art schlafwandelnder Autopilot und das Ergebnis eines unausgesprochenen Pakts aller, kein Wort zu viel miteinander zu reden. Nur sollte ich dann *anständig* Französisch lernen. Fragen war zwecklos, denn aus meinem Vater wurde niemand schlau.

Dabei war ich kein dummes Kind.

»Robert lernt ja schnell«, sagte meine Mutter immer. Doch meistens erwähnte sie es in einem Atemzug damit, dass ich nicht besonders großgewachsen oder zu kränklich sei. Oder sie lobte mich ohne erkennbaren Zusammenhang, was vielleicht noch schlimmer war. Ich glaubte, dann eine ängstliche Wut in ihrer Stimme zu hören, sah ernste Falten um ihren Mund. Mir war, als ob ihr Lob von einem unverkennbaren Mangel meines Wesens ablenken sollte. Als müsste sie sich selbst und allen anderen einreden, dass es doch noch Hoffnung für mich gab.

Erst Tage später erfuhr ich, was mein Vater damit gemeint hatte, dass ich *anständig* Französisch lernen müsse. Und das nur, weil wir Besuch hatten. Man verstand meinen Vater nämlich am besten, wenn er angetrunken war. Obwohl er sonst nicht rauchte, wühlte er dann eine Schachtel Lasso-Zigaretten aus der Schublade. Er zündete sich eine an, schaute

zufrieden, beinahe tiefsinnig der Glut beim Abbrennen zu und verlor sich anschließend in einem Redeschwall, der oft erst zu Ende war, wenn er einnickte. Er redete dann so laut, dass ich in meinem Zimmer alles mitbekam.

»Wenn die Saar wieder deutsch ist, wird neu gewürfelt. Mit Moreau verstehe ich mich gut, aber der ist weg vom Fenster.«

Meine Mutter grummelte nur. Ihre Haare waren dunkelblond, abgesehen von einer fingerbreiten, silbernen Strähne, die vom Mittelscheitel aus über ihr linkes Ohr fiel, und wenn ihr nicht gefiel, was mein Vater sagte, wickelte sie diese immer um den linken Zeigefinger, schlug ein Bein über das andere und wippte nervös mit dem Fuß.

»Wenn ich mit Moreau nach Marokko gehe, kann ich noch was werden.«

Meine Mutter nahm sich jetzt vielleicht eine von Papas Zigaretten. Sie rauchte noch seltener und ganz anders als er. Sie zog den Rauch immer mit solcher Kraft in ihre Lunge, dass die Zigarette im spärlich beleuchteten Wohnzimmer verglühte wie ein Komet am Nachthimmel. Mit wenigen kräftigen Zügen verwandelte sie die Kippe in eine lange Aschesäule, die erst über ihren Beinen zusammenstürzte, als die Glut bereits den Filter erreichte. Nach einer kurzen Pause, in der jemand ein Streichholz anzündete, fügte mein Vater hinzu: »Es ist ja nicht für immer. Du stellst es dir auch bestimmt ganz falsch vor.«

Ich hörte, wie die Cognacflasche entkorkt wurde. Jemand schenkte sich nach, leises Gluckern. Dann hörte ich meine Mutter: »Und Sie gehen auch?«

»Für mich kommt das ja nicht in Frage«, antwortete Donald. Ich nannte ihn so, weil er wie die Zeichentrickfigur an einer Hand nur vier Finger hatte. Seit einem Grubenunfall

war seine rechte Hand zu nichts mehr zu gebrauchen. Darum hatte man ihn zum »Zeitungsleser« gemacht, hatte meine Mutter mir erklärt. Er musste den lieben langen Tag Zeitung lesen und durfte keine Nennung der Montanunion oder irgendeines Bergwerks übersehen. Wenn ein Artikel wichtig schien, schnitt er ihn aus und heftete ihn für den Chef in einen Ordner. Mein Vater verspottete ihn dafür als »Intellektuellen«. Obwohl er uns oft besuchte, habe ich Donalds richtigen Namen vergessen, aber seine Hand kenne ich noch genau. Als ich gerade bis zehn zählen konnte, machten sich die Erwachsenen gerne einen Spaß daraus. Dann sollte ich vor allen seine Finger zählen und verstand nie, wieso ich nur auf neun kam. Verzweifelt drehte ich unter lautem Gelächter seine Hand hin und her, um zu schauen, ob irgendwo noch Finger versteckt waren.

»Denk doch an die Bezahlung. Und sie stellen sogar den Urlaub am Meer. Die Bungalows sehen hervorragend aus.«

Es folgte ein tiefer, mühsamer Atemzug durch halb verstopfte Nasengänge.

»Große Gärten. Und ganz zu schweigen von der Mine. Die haben die besten Maschinen aus Amerika.«

»Und die ist in Algerien?«

»Ja, direkt hinter der Grenze. Von dem Ärger dort merkt man da aber nichts. Das hat mit uns ja auch nichts zu tun.«

Das Wort *Krieg* fiel in unserer Familie im Zusammenhang mit Algerien erst, als dieser längst vorbei war. Wer weiß, was meine Eltern zu der Zeit überhaupt darüber wussten.

Meine Mutter stimmte schließlich zu, klagte aber immer mal wieder: »Dann gehen wir halt zu den Alis.«

Und da niemand darauf reagierte, fügte sie trotzig hinzu: »Meinetwegen. Mir ist es recht.«

Wenn wir Besuch hatten, betrank sich mein Vater, auch wenn er danach immer so tat, als hätte niemand bemerkt, wie viel er gezecht hatte. Meine Mutter schimpfte ihn manchmal wegen der Trinkerei, aber eigentlich fanden ihn alle viel liebenswerter, wenn er einen sitzen hatte. Noch heute fallen mir, wenn ich an meinen Vater denke, nicht etwa seine rauen, adrigen Hände, sein breites kantiges Kinn oder die tiefen Geheimratsecken ein. Zuerst denke ich an die kleinen dunklen Knopfaugen mit dem sanften Blick und an das kindliche Lachen, das spätabends immer in mein Zimmer drang. Er redete mit den anderen Bergleuten im Wohnzimmer oft von der Arbeit in den Gruben. In meinem Halbschlaf verwandelten sich ihre Geschichten in abenteuerliches Seemannsgarn. Sie sprachen von *Schlagwetter*, worin ich einen höllischen Gewittersturm aus stinkenden Gasen vermutete, die vom Mittelpunkt der Erde stammen und ohne Vorwarnung durch den Schacht wehen. Dabei blasen sie die Kumpel in einem Strudel aus Gestein durch ein Labyrinth stockfinsterer Gänge. Ich sah ihre kohleschwarzen Gesichter, die strahlend weißen Zähne, die sie im starken Höllenwind fletschen wie tollwütige Affen; ihre tränenumspülten, gelben Augäpfel in den schwarzen Höhlen. Die einen rudern hilflos mit den Armen, während sie in ihren sandgelben Overalls umhergeschleudert werden. Andere finden Schutz hinter der Schrämwalze, einem zehn Meter langen Regenwurm mit Zähnen aus Stahl, der darauf abgerichtet ist, Gänge ins Gestein zu fressen. Auf dem glitschigen Wurm reiten sie durch die Unterwelt. Es lässt sich kaum noch atmen, denn die Faulgase breiten sich rasend schnell aus. Einige Männer schaffen es schließlich ins Freie, gerade rechtzeitig, um der Druckwelle zu entkommen, die



es hinter ihnen aus dem Stollen speit und dabei Bäume umwirft, als wären es Zündhölzer. Während die Männer erschöpft davonziehen, kriecht die Schrämmwalze schnell in den Schlammweiher zurück. Denn das seltene Tier ist blind und über Tage vollkommen orientierungslos. Es würde nach wenigen Stunden austrocknen und sterben.

Ich wurde wieder aus meinem Halbschlaf gerissen, als mein Vater sich kichernd den Flur entlanghangelte und gegen die Wände polterte. Er klang wie ein angeschossener Cowboy, der versuchte, zu tanzen. Labakan, unser Deutsch Drahthaar, der wie jede Nacht in meinem Zimmer schlief, hob neugierig den Kopf und neigte ihn erst nach links, dann nach rechts. Seine Augen leuchteten im Halbdunkel. Gemeinsam beobachteten wir meinen Vater durch den Türspalt: Er ging ins Bad. Meine Mutter unterhielt sich weiter mit Donald.

»Jetzt mal ehrlich, wie schlimm ist es dort wirklich?«

»Es stimmt schon, was Karl sagt. Das kann man gar nicht vergleichen. Die brauchen die Leute, von überall her, das lassen sie sich auch was kosten.«

Mein Vater betätigte die Toilettenspülung. Er kicherte und betätigte sie ein zweites Mal.

»Und Karls Chef geht auch ganz sicher? Nicht, dass wir hinterher mit leeren Händen dastehen.«

»Ja, Moreau hat schon die Zusage. Und er hat's Karl versprochen. Er kriegt das Angebot.«

Ich schlich zur Tür, um meinen Vater auf dem Weg zurück ins Wohnzimmer abzufangen. Ich machte mir Sorgen um Labakan. Der Hund war älter als ich und eine meiner ersten Erinnerungen: Ich saß mit ihm draußen im hohen Gras

und schaute auf. Er stand angespannt auf drei Pfoten, hielt ein Vorderbein angewinkelt und stierte in den Wald. Dabei kam er mir so groß vor wie ein ausgewachsenes Pferd. Es lag eine Art festlicher Würde in seiner Körperhaltung und jeder seiner Bewegungen, fast so, als wäre er ein Fabelwesen mit übernatürlichen Kräften.

»Papa?«

»Der Hund kommt natürlich mit«, antwortete er so laut, dass meine Mutter sofort bemerkte, dass ich nicht mehr im Bett war.

Dann strich er mir viel zu grob durch mein Haar und verschwand torkelnd im Wohnzimmer.

»Was ist?«, wollte die Stimme meiner Mutter wissen.

»Was mit dem Hund ist.«

»Was machen wir mit dem? Ob es dem bei den Alis gut gehen wird?«

Mein Vater antwortete nicht.

»Aber meinetwegen. Mir soll es recht sein.«

Da ich nun wusste, dass wir nach Marokko gehen würden, verstand ich auch, wieso ich mit meinem Vater am Samstagmorgen um punkt neun Uhr vor dem Eingang des Postamts in Saarbrücken stand. Wir warteten unter den großen, mit Klinkern gemauerten Rundbögen bis Frau Kahn von innen die schwere Tür aufsperrte, und betraten die Schalterhalle. Er gab einen Brief auf, fein säuberlich mit der Füllfeder geschrieben und in ein eierschalenweißes Kuvert gesteckt. Seine Grundschülerhandschrift verriet den Empfänger: Onkel Victor.

Noch vor Kurzem wäre das undenkbar gewesen. Seit es nämlich im Sommer des vorangegangenen Jahres bei einer Kundgebung gegen das Saarstatut zu Prügeleien gekommen war, hatte er kein Wort mehr mit seinem Bruder gewechselt. So aber befand sich in dem smaragdgrünen Kastenwagen der Post-Saar, der wenig später vom Hof fuhr, auch der Brief meines Vaters, in dem er, der Ja-Sager und *Separatist*, wie es auf den Flugblättern hieß, seinem *prodeutschen* Bruder mitteilte, dass wir auswandern würden. Lange hatte der Vater am Küchentisch über den passenden Worten gegrübelt, hatte alles mehrfach auf dünne Zettel gekritzelt, bevor er sich an das gute Briefpapier wagte. Schließlich teilte er Onkel Victor mit: »Victor, ich habe neue Arbeit in Marokko. Der Ort heißt Bou Beker. Umzug für nächstes Jahr geplant. Nur damit du im Bilde bist. Grüße an Sophie. Karl.«

»Bisschen kurz, aber sonst gut«, fand meine Mutter.

Onkel Victor würde ihm nie antworten, aber Tante Sophie schrieb: »Lieber Karl, wir haben deinen Brief dankend erhalten und wünschen alles Gute in der Ferne. Grüße auch an die Familie.«

»Zum Selberschreiben ist die Tranfunsel zu doof«, schimpfte mein Vater und schmiss den Brief auf den Altpapierhaufen.

Für Onkel Victor waren wir Zinker und Verräter, dabei war mein Vater weder CVP noch SPS oder UAPS. Ganz im Gegenteil: Sein Leben lang waren ihm alle Gruppierungen verdächtig, deren Namen aus Buchstabenkürzeln bestanden. Vielleicht stimmte er heimlich zu, wenn er an dem Plakat der Arbeiter- und Bauern-Partei vorbeispazierte, das mahnte: »Denk an deinen Arbeitsplatz! Stimme mit Ja!«

Aber ihm sei der Spatz in der Hand eben lieber als die Taube auf dem Dach, wie er sagte, und sein französischer Chef, mit dem er nach der Arbeit gerne einen kurzen Schwatz hielt, war ihm weniger suspekt als die »Lackaffen aus Bonn«.

Auch auf dem Schulhof machte es die Runde, dass ich, um anständig Französisch zu lernen, auf eine der französischen Schulen im Saarland wechseln würde. Außerdem wussten bald alle, dass ich von einem französischen *Protektorat* in ein anderes umziehen würde. So kurz nach der Volksbefragung war das eine Demütigung, für die ich büßen sollte. Zumindest bot es eine günstige Gelegenheit. Getuschel und Geschwätz, gelegentliches Jaulen und Pfeifen begleiteten mich ganze Vormittage hindurch. Einer pfiff immer, wenn ich an ihm vorbeilief, die Melodie des Steigerlieds, zu der man sich den Liedtext »Deutsch ist die Saar« denken sollte.

Nach Schulschluss versperrte mir schließlich Otto Kern den Weg. Kern war ein rothaariger Junge aus einer höheren Klasse, der nie alleine war. Um ihn herum standen immer mindestens drei weitere Jungen. Darum nannte ich sie Kerns *Wurmfortsatz*. Mein Vater hatte mir erklärt, was das ist: »Ein Anhängsel ohne Funktion. Wenn es wehtut im Bauch, muss man den entfernen.«

Selbst wenn Kern und sein Wurmfortsatz nur herumstanden, sahen sie aus wie eine Fußballmannschaft, die zusammen auf ein gegnerisches Tor zustürmt.

»Alô«, provozierte mich Kern mit gekünsteltem französischem Akzent. Die Kälte malte rote Flechten auf seine wabbeligen Wangen. Otto Kern war ein dickes, aber auch starkes Tier: ein Walross. Unter der weißen Haut konnte ich seine Halsschlagader sehen, die wie ein blauer Wurm mit jedem Herzschlag aufgeregter zuckte.

»Sauwackes!«, rief einer der Fortsatzwürmer.

»Franzmann Firlefanz«, ein anderer, und alle lachten laut. Sie waren ein oder zwei Jahre älter als ich.

»Haut ab!«

»Und wenn nicht, Froschfresser?«

»Ich sag's Fräulein Weiland!«

»Oh, là, là«, rief Kern und begann mich zu schubsen. Bald stieß mich der gesamte Wurmfortsatz im Kreis hin und her. Bei jedem Schubser skandierten sie »eins, zwei, drei«, abwechselnd zu »un, deux, trois«.

Mir wurde schwindelig. Ich wollte brüllen, aber das hätte sie nur noch mehr angestachelt. Ich wusste nur, dass ich auf gar keinen Fall weinen durfte. Danach wäre nichts mehr wie vorher. Wer einmal rumheult, ist für immer ein gefundenes Fressen.

»Was wollt ihr? Lasst mich!«

In meinen Gedanken verpasste ich Kern einen Kinnhaken. Seine Schneidezähne standen weit auseinander und in der Mitte kam Spucke durch, wenn er lachte. Kern war ein hässliches Walross. Man müsste ihm die Stoßzähne nach innen knicken. Ich hatte den Schlag genau geplant, hatte Winkel und Aufprall meiner Faust genau berechnet, nur war ich jetzt so wütend, dass ich am ganzen Körper zitterte. Es war wie verhext. Ich konnte mich nicht mehr wehren. Alle meine Glieder wurden starr. Und wenn ich versuchte, den Arm zu heben, erstarrte sogar mein Genick. Es fühlte sich an, als ob mir eine unsichtbare Hand eiskalte Finger ins Mark bohrte und alle Muskeln lähmte. Ich spürte meine heißen Ohren und dachte: Mein Kopf ist knallrot.

Dann: Wenn Labakan jetzt hier wäre, würde er dem Walross die Wampe zerfleischen, denn Labakan konnte schneller laufen als ein Auto und kletterte sogar über hohe Zäune. Nachdem ich Kern einen Fettwanst genannt hatte, ging alles ganz schnell. Plötzlich schaute ich in den grauen Himmel. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich mich am Boden wiederfand. Erst danach spürte ich das Brennen im Gesicht. Dann wurde mir klar, dass alles zu spät war. Kern hatte mir mit aller Kraft seine fette Flosse ins Gesicht geklatscht. Obwohl ich nichts anderes erwartet hatte, war ich fassungslos. Jetzt musste ich doch weinen.

»Verdammt Heulsuse, reiß dich zusammen!«

Ich konnte aber nicht mehr aufhören. Dann kam auch noch Fräulein Weiland. Ausgerechnet jetzt.

»Hör endlich mit der Heulerei auf!«

Es war nichts zu machen. Ich rotzte, wimmerte, hustete. Mein Gesicht war voller Tränen, alles verschwamm vor

meinen Augen. Ich schnappte nach Luft wie ein Ertrinkender. Der Wurmfortsatz machte sich vom Acker. Das Fräulein zerrte mich an der linken und Kern an der rechten Hand weg.

An den Tag unserer Abreise im darauffolgenden Jahr erinnere ich mich noch genau. Als es noch so früh war, dass nicht einmal die Vögel zwitscherten, kroch ich aus dem Bett und öffnete das Fenster. Ich starrte nach draußen. Es war dunkel und ich war allein. Unser Haus knirschte. Alle schliefen noch, nur drüben bei unserem Nachbar Willi sprang eine Katze von der Mauer.

Willi trug immer eine speckige Augenklappe, denn ihm fehlte das linke Auge. Als ich ihn einmal danach gefragt hatte, erzählte er mir, dass er beim Niesen vergessen habe, die Augen zu schließen. Da sei eins herausgefallen. In der Schule behaupteten aber alle, der Pfarrer hätte es ihm mit einem Löffel entfernt, als er noch ein kleiner Junge war. Zur Strafe, weil Willi die Mädchen durch ein Schlüsselloch beobachtet hatte.

Aber mein Vaterklärte mich auf: »Kappes, das haben sie ihm im Krieg ausgeschossen.«

Seither fragte ich mich, ob irgendwo in Willis Schädel noch eine Patrone steckte oder in seinem Kopf herumkulerte, wenn er ihn schüttelte.

Alles war still. Selbst meine Eltern drehten sich nicht im Schlaf, denn sonst hätte ich das Knarzen ihrer Betten aus dem Zimmer gegenüber gehört. Nur ein saches Rascheln



fuhr durch die Bäume, und manchmal nicht einmal das. Eine Eule rief. Aber nach wem eigentlich? Ich schaute in die Nacht und wartete darauf, dass draußen etwas passierte. Dabei war es immer dasselbe, ich wartete und wartete, und dann setzte ich mich wieder auf den Bettrand, denn es passierte nichts. Nur Labakan bellte dumpf im Traum und trat gegen die Bettfüße. Es wurde kalt im Zimmer, also schloss ich das Fenster wieder und zog die Decke über den Kopf.

Es würde noch dauern, bis sich im Schlafzimmer meiner Eltern etwas regte. Im Flur standen schon die Koffer. Sobald es hell wäre, würde ich meinem Vater helfen, sie auf den Dachträger des Peugeot 203 zu hieven. Er hatte mir auf der Karte alles genau gezeigt. Wir hatten Städte in Spanien und Frankreich unterstrichen oder eingekreist und ich hatte die Route mit einem roten Stift vorzeichnen dürfen. Meine Mutter würde ganz sicher Pellkartoffeln kochen. Die essen wir auf Reisen immer. Mit etwas Salz direkt aus der Hand, dazu hartgekochte Eier. Aber dann war das Eigelb immer schon ganz grün und blau. Es war ein Elend. Wann wollten meine Eltern endlich aufstehen? Vielleicht sollte ich sie wecken, dachte ich. Natürlich so, dass sie nicht merkten, dass ich sie geweckt hatte. Ich hustete zwei Mal, aber das reichte sicher nicht. *Bloß nicht übertreiben.* Sie waren ja nicht blöd und wussten, dass ich gar keinen richtigen Husten hatte. Ich öffnete das Fenster wieder und hoffte, dass draußen irgendjemand sein Auto starten oder eine Tür zuschlagen würde. Aber unser Haus war das letzte der Straße und um diese Zeit passierte überhaupt nichts. Es war selbst noch zu früh für die Vögel, es sei denn, dass die Eule rief, aber das tat sie nicht und davon wären sie sowieso nicht wach geworden. Schon komisch, dass es früh morgens, kurz vor dem

Vogelgezwitscher so still war, wo der Wald doch sonst immer so viele Geräusche machte.

Ich könnte ins Bad gehen, dachte ich. Wenn das Wasser lief, fauchten die Rohre immer so und der Hahn quietschte ganz fürchterlich. Aber dann hätten sie bestimmt trotzdem mit mir geschimpft, obwohl es ja nicht meine Schuld war, dass die Rohre so laut waren. Am meisten freute ich mich auf die Fähre nach Melilla, obwohl ich natürlich lieber geflogen wäre. Mein Vater war schon einmal vor uns in Marokko und Algerien gewesen. Es war keine zwei Wochen her, dass er Bilder einer *Convair* und der *Douglas DC-3* von Air France am Flughafen von Oran mitgebracht hatte. Ich war noch nie geflogen und auch mein Vater hatte, bevor er befördert worden war, noch nie ein modernes Flugzeug von innen gesehen.

Ich schaute wieder aus dem Fenster. Als mir einfiel, dass ich vielleicht das letzte Mal morgens hier so saß, wurde mir seltsam zumute. Da mir nichts weiter blieb, als zu warten, schlich ich mich über den Flur, zog meinen Mantel über den Schlafanzug und schlüpfte in meine Schuhe. Labakan folgte mir. Im Flur schüttelte er sich so laut, dass ich befürchtete, meine Eltern könnten davon wach werden. Dann hätten sie bestimmt mir die Schuld dafür gegeben, dass sich Hunde so laut schütteln. Dann war es mir aber doch egal. Sollen sie doch, dachte ich, dann hätte wenigstens das Warten ein Ende. Ich schlüpfte durch die Haustür und ging hinaus. Da ich keine Schlüssel hatte, klemmte ich die Stiefel meiner Mutter zwischen die Tür. Erst setzte ich mich auf die Treppe vor unserem Haus. Labakan stürmte die Stufen aber

sofort hinunter und kurze Zeit später folgte ich ihm, weil mein Hintern kalt wurde. Obwohl ich Angst hatte, ging ich hinaus in den Wald.

Es war ein komisches Gefühl, im Dunkeln im Wald zu sein. Auch Labakan schien aufgeregt. Mein Vater sagte immer, dass er beim Schnüffeln die Zeitung lese, weil er genau riechen könne, welches Tier hier wann vorbeigelaufen sei. Dagegen war ich blind wie ein Maulwurf. Trotzdem ging ich einfach weiter, bis unser Haus hinter mir kaum noch zu sehen war. Vielleicht hatte ich gehofft, dass ich mich im Dunkeln auflösen würde, aber stattdessen fühlte ich mich beobachtet und fremd. Jeder Schritt machte einen Höllenlärm. Ich erschrak über jeden Ast, der unter meinen Tritten zerbrach. Aber die Angst, die ich spürte, war irgendwie auch berauschend. Labakan fühlte sich bestimmt genauso, nur dass er riechen konnte, welche Tiere sich im Gebüsch versteckten. Die hatten sicher längst gehört, dass ich hier war.

Tagsüber wusste ich genau, wo unter dem pelzdicken Moos der Gedenkstein stand, wusste, wie man zu dem alten Bunker kam, an welchen Stellen man hineinklettern konnte, wo die Stalagmiten auf dem dicken Beton wuchsen wie kleine, weiße Vulkane. Und das, obwohl es keine Wegbeschreibungen, Karten oder Wegmarkierungen gab. Ich kannte diesen Wald, solange ich denken konnte. Ich kannte seine Bäume, wusste genau, auf welche man klettern konnte. Aber der Wald war viel älter als ich. Er kannte meine Geheimnisse, mehr noch, auch die aller anderen. Für den Wald war ich nur einer von Vielen, die hier umherzogen. Unser Nachbar Willi sagte immer, dass hier früher nur ein einziges Haus

gestanden habe, genau genommen zwei: seins und das des Bauern um die Ecke. Und Autos habe auch keiner gehabt.

»Sonst war hier überhaupt nichts«, sagte er immer, dabei war der Wald ja längst hier gewesen. Er war dabei, als ich mir die Beine an den Dornen blutig geschürft oder als ich mir unten am Bach den Knöchel verdreht hatte. Er wusste, wer hier Pilze sammelte, wer sich zwischen den Bäumen die Augen ausgeschossen und jetzt Patronen im Kopf hatte. Vielleicht war er der Einzige, der alles darüber wusste, denn vom Krieg redeten sonst nur die, die einen Knacks weg hatten. Die anderen trugen die Toten dann weg. Das hat der Wald auch alles gesehen. Und danach gingen sie wieder Pilze sammeln, die jetzt auf Willis Auge wuchsen. Nun schossen sie höchstens noch ein Reh oder einen Hasen, keine Amerikaner mehr. Bis wieder Kinder kamen wie ich, die beim Spielen den Gedenkstein und den Bunker fanden. Bald würde ich nicht mehr in den Wald kommen können.

Ich pinkelte auf das feuchte Laub und beobachtete die Dunstwolken, die aufstiegen. Ich war ziemlich durcheinander. Eben noch wollte ich nichts sehnlicher als endlich weg von hier, weg von Otto Kern, dem schwabbeligen Walross, weg von den Kindern auf der französischen Schule, die mich »dreckiger *Boche*« nannten, obwohl ich *anständig* Französisch lernte, und weg von dem Wald, in dem nachts die Riesen schnarchten. Aber jetzt hatte ich an allem meine Zweifel. Ich kannte diesen Wald wie sonst keinen Ort, wusste genau, dass es ein Friedhof der Augen war. Auch wenn ich selbst den Krieg nie erlebt hatte und von dem nur noch die Idioten redeten. Es war auch mein Wald.

Als ich zurück zum Haus ging, brannte bereits Licht im Bad. Die Silhouette meiner Mutter lief auf und ab wie eine Handpuppe im Kasperletheater. Sie räumte geschäftig Sachen zusammen. Cremes und Seifen, Rasierschaum, dachte ich mir, also nichts, was ich im Geringsten vermisst hätte. Sicher stellte sie alles irgendwo zusammen, wo man es nicht übersehen konnte. Vielleicht auf der Fensterbank. Man konnte ihren Abstand zum Fenster daran ablesen, wie groß oder klein und scharf umrissen ihr Schatten wurde. Es war ihr nicht aufgefallen, dass ich nicht im Haus war, denn sonst hätte sie nach mir gerufen. Die Tür stand noch offen und vielleicht fragte sie sich, wieso es so zog. Für Erwachsene zog es immer überall, weil sie nämlich fest davon überzeugt waren, dass man sich auf der Stelle erkältete, wenn irgendwo Wind zu spüren war.

»Hast du Säcke an den Türen?«, hieß es dann. »Heizen wir für die Zugvögel?«

Oder es kam irgendeine andere Frage, die keinen Sinn ergab und hinter der sich immer ein Vorwurf verbarg; gefolgt davon, dass einem das Leben nichts schenke und wie wichtig es sei, dass ich tat, was man mir sagte.

Ungeduldig wartete ich auf Labakan, aber ich wollte nicht nach ihm rufen. Normalerweise wäre es meiner Mutter längst aufgefallen, dass ich draußen rumlief. Vielleicht war auch sie zu aufgeregt. Als Labakan endlich wieder auftauchte, ging ich

zurück ins Haus, zog Jacke und Schuhe aus und stellte alles zurück an seinen Platz. Bestimmt war mein Gesicht knallrot von der frischen Luft. Wenn meine Mutter mich so gesehen hätte, hätte sie gleich erkannt, dass ich von draußen kam. Dann hätte sie behauptet, dass ich mir bei der Kälte den Tod hole. Dabei war mir gar nicht kalt gewesen und ich wäre längst tot, wenn es stimmte, was sie sagte.

Ich führte Labakan am Nackenfell neben mir her und schlich mich am Bad vorbei in mein Zimmer. Er schüttelte sich erst, als ich die Tür schon vorsichtig zugezogen hatte. Nachdem ich mich etwas unter der Decke gewärmt hatte, um die roten Backen loszuwerden, schaltete ich das Licht ein. Meine Mutter kramte und wühlte noch, vielleicht widmete sie sich auch schon ihrer Morgentoilette. Wenig später hörte ich meinen Vater fragen: »Wieso ist es so kalt hier?«

Aber er kümmerte sich nicht weiter darum. Selbst er, der immer alles entschieden und planvoll anging, wirkte zerstreut. Den blauen Koffer, der erst hinten im Flur stand, stellte er vor die Haustür, nur um ihn wenig später zurück ins Schlafzimmer zu tragen. Dort legte er ihn aufs Bett, öffnete ihn, nahm einige Dinge heraus und legte andere hinein. Später sah ich den Koffer im Bad, was meine Mutter ganz aus der Fassung brachte.

»Wieso steht der Koffer da?«

Wir würden ihn in der ganzen Unordnung noch versehentlich stehen lassen, sagte sie. Also trug mein Vater ihn grummelnd zurück an die Stelle, an der er am Anfang gestanden hatte. Dort schien der Koffer aber auch nicht gut zu stehen. Unmittelbar danach zerrte meine Mutter ihn direkt neben die Haustür.

Nachdem ich die graue Baumwollhose, das Hemd und die rote Strickjacke angezogen hatte, die meine Mutter mir auf dem Nachttisch zurechtgelegt hatte, versuchte ich, so gut es ging zu helfen. Aber ich wusste nicht recht wohin mit den Sachen.

»Das nicht, das lassen wir hier. Die Truhe schickt Tante Isa nach. Die Decke kommt auf den Rücksitz, lass die erst noch liegen. Erst der dunkle Koffer, der muss aufs Dach, danach der blaue in den Kofferraum, sonst kriegen wir das nie alles ins Auto.«

Schließlich sagte meine Mutter, dass ich am besten nichts mehr anrühren solle. Es käme alles durcheinander. Aber es dauerte nicht lange, bis mein Vater fragte, warum ich so blöd dastand und nicht mitanpackte. Als das Gepäck endlich im Auto war, setzte meine Mutter Kaffee auf.

»Marlies, hast du die Karten?«

Mein Vater saß am Küchentisch und klapperte mit der Butterdose.

»Ich habe nichts aus dem Handschuhfach genommen.«

»Das hat ja auch niemand behauptet.«

»Dann sind sie bestimmt im Handschuhfach.«

»Dann ist ja gut.«

Nachdem sie ihm Kaffee eingeschenkt hatte, schickte sie mich zum Auto. Ich öffnete die Tür auf der Beifahrerseite, die mein Vater die »Selbstmördertür« nannte, weil das Scharnier hinten angebracht war. Der Fahrtwind könne die Insassen bei versehentlichem Öffnen aus dem Wagen saugen wie trockenes Laub, behauptete er. Darum durfte ich nie vorne sitzen und die Türgriffe waren ein großes Tabu. Ich griff zum Armaturenbrett.

»Ja, die Karten sind hier!«, schrie ich ins Haus.

»Alle drei?«, schallte es zurück.

»Ja!«

Der Nachbar Willi hatte mich gehört, machte das Fenster auf und winkte mir zu.

»Heute geht's also los«, sagte er.

Meine Mutter teilte mein Brot in kleine Schnitten, während mein Vater das Reisegeld zählte – ein Bündel aus Fünfzig und Hundert *Frang*-Scheinen, die er zusammen mit den Pässen in einer rötlichen Ledermappe aufbewahrte. Die Münzen steckte er ins Portemonnaie. Die letzten Saar-Franken mussten wir kurz hinter der Grenze ausgeben. Weiter südlich könne man damit nichts anfangen, sagte meine Mutter. Wir würden uns in der Boulangerie *Chez Sylvain* mit Brot eindecken und auf einem Markt bei Saint Avold konnte man vielleicht Datteln und Apfelsinen bekommen. Noch standen die Wechselstuben und verhassten Zollschranken ja im Norden und Osten des Saarlands. Und das, obwohl wir jetzt ein Teil der Bundesrepublik waren. Bald aber würden die Grenzgendarmerien »hier bei uns« stehen, sagten meine Eltern. Kaffee mit Schuss wäre dann teurer, aber im Gegenzug gäbe es *Adenauer* mit *Wirtschaftswunder*. Aber dann sollten wir längst in Marokko sein.

Ich wusste nicht viel über das Land; nur, dass es *ganz genauso* wie das Saarland war: Eigentlich nicht französisch, aber fast.

Unklar fand ich, dass Marokko genau wie das Saarland nun doch kein französisches Protektorat mehr war. Erst dachte ich, dass das bedeutete, dass Marokko nun auch zu Deutschland gehörte. Außerdem gab es auch dort *die Grub* und alle waren Bergmänner, genau wie hier.



Ich war es satt, zu warten. Es kam mir vor, als würden wir nie mehr losfahren. Vielleicht wollten meine Eltern gar nicht weg. Sie brachten es offenbar nicht übers Herz, sich von dem ganzen Kram zu trennen. Immer wenn ich dachte, dass jetzt alles erledigt sein müsste, fiel ihnen noch etwas ein, das unbedingt mitgenommen oder zumindest erwähnt werden sollte auf dem Zettel für Tante Isa. Auf dem wurde alles haarklein erklärt: Was die Tante beachten musste mit dem Schlüssel, den Vasen, den Teppichen, dem Kohleofen, dessen Griff wackelte, dem Stromkasten, den Gartensträuchern, wieso die Fenster so schwer gingen, dass man sie aber trotzdem öffnen musste, aber nur zu bestimmten Zeiten, damit kein Schimmel unter dem Schrägdach in der Waschküche ansetzte.

»Die Kellertür haben wir abgesperrt, oder?«, versicherte sich meine Mutter zum letzten Mal.

Dann fuhren wir endlich los.

[www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)